

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

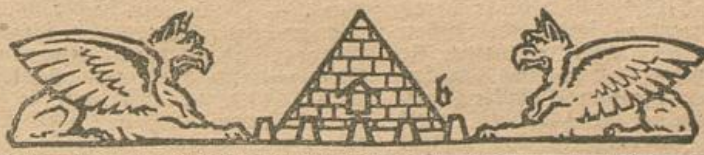
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926**

14.11.1926 (No. 46)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No. 46



14. Nov. 1926

Magda Fuhrmann / Toni Rothmund.

II.  
(Schluß.)

Der letzte Roman, den Toni Rothmund verfaßte, „Caroline Schlegel“, erscheint im Herbst dieses Jahres (bei Reclam, Leipzig). Von diesem Buch läßt sich nur eines sagen: edel, von der ersten bis zur letzten Zeile. Der Roman führt uns zuerst nach Jena ins Schlegelhaus, zeigt Caroline als Gattin August Wilhelm, gibt ihr früheres Leben als Rückblick, schildert Glück und Kampf ihrer Liebe zu Schelling, um mit ihrer Scheidung von Wilhelm und Heirat mit Schelling zu schließen. Toni Rothmund hat aus dem Leben Carolines, aus Volklang, Blut und Reichtum dieser begnadeten Persönlichkeit ein Kunstwerk geschaffen. Abneigung hundertjährigen Gelehrtengelehrtens ermächtigte es ihr, sich durch konzentriertes Studium die Epoche der Romantiker so zu eignen zu machen, daß man annehmen dürfte, sie hätte nicht davon gelesen, sondern selbst zu jener Zeit gelebt. Persönlich warm, unerhörte typisch in der Dialog überall gegeben und die blaue Blume der Romantik blüht und duftet um das ganze Buch. Ein Glanz von geistlicher Erlaucht, von ziervoller Heiterkeit, von musischer Grazie strahlt um diese Jenaer und Weimarerischen Menschen. „Die Schlegel“ — das bedeutete das Neue, Wunderbare, was da aufkam, die Schlegel, das war das Umsürzlerische, das es wagte, gegen anerkannt Heilige zu meutern, die Schlegel, das bedeutete die schöne, geheimnisvolle Frau und das blütenjunge, entzückende Mädchen“, worunter Caroline und ihre Tochter aus erster Ehe, Auguste Böhmer, verstanden sind. „Wer könnte Auguste lieben und sie nicht lieben?“ ruft Schelling. Und so sagen auch wir, wenn wir von dieser „lieblichen Natur“ lesen, von der erregend anmutigen, berückend geistreichen Kindhaftigkeit dieses Mädchens, das für Caroline Herz und Heimat und das Leben ihres Lebens war, das von der Mutter unzertrennlich, dieser ebenso willig ins Gefängnis folgte, wie später in die neue Ehe mit August Wilhelm Schlegel: „Wir haben Wilhelm geheiratet“, sagt Auguste. Das Wunder von Carolines Muttertum ist letzter Schönheit voll, ihr Muttergefühl so ausgesprochen, daß sie bei der Uebersetzung von „Romeo und Julia“ nicht über die Stelle hinwegkommt, wo Julias Mutter ihrer Tochter flucht: „Wär' doch die Närrin ihrem Grab vermählt.“ Caroline und Auguste haben nur eine Seele, daher erscheint es naturbedingt, daß sie denselben Mann lieben, den jungen Philosophen Schelling, der seinerseits in eine Doppelliebe zu beiden verstrickt ist. Diese drei Menschen bilden einen festen Ring. Das hauchzarte Verhältnis zu Auguste bringt Schelling tiefes Leid und höchstes Glück, Leid, denn er vermag, eingedenk seiner Beziehung zu Caroline, dieses morgenjunge Geschöpf nicht so zu lieben, wie er es einer solchen Reinheit schuldig wäre — Glück, weil er in der Tochter wiederum die Mutter schuldlos lieben kann. Caroline, die „Schweitemutter“, will die Wirrnisse klären, indem sie entsagt und dem Freunde das Beste gibt, das sie besitzt: ihr Kind, ihre Auguste, in der sie ihrerseits Schelling ohne Schuld angehört darf. Das Leben aber löst den Zwiepsalt anders: Auguste stirbt auf der Höhe holdster Jugend. Diese Bilder: Auguste, das Kind aus dem Schlegelhaus, an der Tafelrunde der Romantiker, die sich von ihrer verwöhnten, ferren Schelmerlei fortreiben lassen, Auguste abends im Bett am Herzen von Caroline, Auguste im Saal den „König von Thule“ singend, Auguste auf dem schnee-

verwehten Wana zur Delmühle, wo Schelling ihr seine mystisch-naturphilosophische Auffassung des Abendmahls kund tut, Auguste eine Krönung bonend zum Weihnachtsabend, aus dem die „Schlegel“ ein Fest von Jener, Geist und Anmut macht, Auguste als Konfirmandin am Altar, Auguste unter lauter Rosen im ewigen Schlaf — wer könnte dieses je vergessen? — Die geistigen Typen des Schlegelischen Elitekreises, die zugleich auch menschliche sind, haben bei Toni Rothmund markantesten Umriß: August Wilhelm Schlegel, kühl, weltmännisch geschliffen, wie seine Sonette und Epigramme, Friedrich Schlegel, ganz Gefühl, Spiritualität, Genut, Schmerz, paradoxer, hochgezüchteter Stimmungsmensch, Dorothea Veit, die asiatisch Heiße, die die „türkische Fahrt mit diesem Götterlohn wagte“, Schelling, der „schwäbische Dicksopf“, der „in Eisen gepanzerte“, mächtige, kantige, unverbrauchte, leidenschaftliche Mensch, „wo ich hinschlage, da wächst kein Gras mehr“, Tieck, der geniale Phantast, Novalis, der geistvolle, totberauschte Seraph, und wer immer dieser Tafelrunde den Zauber seiner Inspiration zutrug. Vor allem anderen beherrscht „Dame Luzifer“ das Buch, Caroline, diese unsagbar reizvolle ermdämonische, in der Seele reine Frau, die gerne mit Männern geistige Duelle ausfechtet und der die eigene, spärliche Intellektualität manchmal irgendwie hinderlich ist: „den Geist eines Mannes in ein Weib zu tun, was ist das für ein Unfug von dir, lieber Gott!“ — Die Noblesse ihrer äußeren, wie inneren Erscheinung ist gleichnißlos. Zwischen ihr der „Reichten, Schwenden“ und der schwerflüchtigen, gründlichen Dorothea Veit besteht tiefste Gegenfälligkeit, uralter Kampf der Lichtalben und Schwarzalben. Wenn Toni Rothmund die Eifersucht auch mit Recht als die „blutvollste Leidenschaft“ bezeichnet, die man nie schmähern sollte, da sie „die unzertrennliche Schwester der Liebe ist“, hat Dorotheas Eifersucht dennoch schauerliches Verhängnis ins Schlegelhaus gebracht. Dorothea fühlt, daß Friedrich sich nicht aus Carolines Banden befreien kann, sie haßt Caroline, die mit Friedrich „wundervoll lacht“ und in der „Aberlegenheit einer Göttin“ neckt“, da, „wo die Veit nur anbeten“ und sich unterwerfen muß. Eine böse Rolle spielt Dorothea in diesem Roman. Sie übt Verrat an Caroline, der sie, die Deffassierte, nicht nur das Dach über dem Kopf dankt, sondern auch den Zutritt zu sämtlichen Kreisen Jenas, zu den akademischen und künstlerischen Gesellschaftsabenden, wie zu den „Masseeschlachten“ der Spießer, Stahlbänder der Pflicht schnüren Carolines Seele ab, doch ihr ethisches Gewissen heißt sie die „aus Hochachtung und Irrtum und falsch verstandener Treue“ zusammengesetzte, „zurechtgedachte“ Ehe mit Wilhelm ertragen, obwohl alles in ihr zu Schelling hin drängt. Wert haben für sie bloß die Stunden geistiger Arbeit mit Wilhelm, an der Shakespeare-Uebersetzung ist sie glühend beteiligt und beredet ihren Gatten, sein Werk nicht zu unterbrechen. „Vielleicht wird es nie wieder einen Dichter geben, der selbstlos genug wäre, seine höchste Ehre darin zu sehen, diesem Großen zu dienen. Shakespeare wird noch dauern, wenn wir alle samt und sonders vergessen sind. So lange es Menschen von unserer Art gibt, wird immer wieder König Lear mit blutenden Flächen über die Erde irren, von niemanden erkannt und geehrt als von Narren! Immer wieder werden Menschen weinen um die süße

Ophelia und schauern vor Richards gräßlicher Größe. Und ewig wie Judas' Leid und Fluch ist Chylofs Schuld und Chylofs Klage." — Einst war Wilhelms Liebe für Caroline so stark, daß er ihr Gift sandte, um sie vor Entehrung zu retten, als sie politisch verdächtig im Kerker saß und einem unehelichen Kinde das Leben geben sollte. „Erkennen Sie," schrieb Wilhelm ihr, „wie groß eine Liebe ist, die den Tod schenken kann." Später lebt er von ihr fort und bietet ihr freiwillig die Scheidung an. Zwischen diesen beiden inkongruenten Naturen ist eine Verständigung ausgeschlossen. Caroline hat Wilhelm bloß aus Dankbarkeit geheiratet, während sie in Schelling sofort den Weisensnahen, die äme soeur, herauspürt. Eine der wunderbarsten Stellen des Buches ist die nächtliche Fahrt unter Sternen, die Caroline, aus dem Weimarer Theater kommend, in Schellings Begleitung zurücklegt. Da erfährt sie, daß sie zum ersten Male liebt. Losgelöst sinkt eine große, göttliche Stunde „aus der Ewigkeit auf sie hernieder". Wie fein die Bemerkung: „Caroline kam es nicht zum Bewußtsein, daß sie den Mann an ihrer Seite mit du angeredet hatte, wie man Gott im Gebet du nennet." — Wohl tritt dieses späte Glück im dunklen Mantel an sie heran „totwund, noch ehe es recht gelebt hatte", aber sie nimmt es trotzdem gläubig auf und erkennt Gott am Leben, das durch sie strömt, seit sie liebt. „O Gott, ich habe oft gezweifelt, ob du bist. In meinen tiefsten Leiden hab ich dich nicht erkennen können. Aber jetzt fühl ich's, dein Atem durchweht mich, ich beuge mich vor dir, du lebst, Allgewaltiger, in meinem Herzen für heut' und immerdar." — Eine nicht mehr junge, reife Frau mußte sie werden, um zu befreien, was Liebe ist. Ihr früheres Erleben scheint ihr keine drei Worte wert zu sein. Im tiefsten blieb sie völlig unberührt vom Mann. Erst Schelling bringt sie zum Blühen, und es ist völlig gleichgültig, daß sie zwölf Jahre mehr zählt als er — „gibt's doch auch Sommergeschöpfe, denen die Natur winterlanges Leben und zweiten Lenz beschert, weil es grausam wäre und sinnlos, daß sie untergingen, ohne geliebt zu haben". — „Ich habe mit der Liebe gespielt und mich an ihr veründigt. Ich schlug sie aus Kreuz in einer Alltagsche und verbrannte sie in einem Wildfeuer. Und doch bin ich nicht so schuldig, als ich scheine, denn ich konnte dies alles tun, weil ich sie nicht kannte." So schreibt Caroline an Schelling in jenen erschütternden Bekenntnisblättern, die das document humain „einer freien, in sich selbst ruhenden Natur waren, die gut blieb, so lange sie den selbstherrlichen Gesetzen des eigenen Herzens folgte und strauchelte, so oft sie ihnen zuwider handelte". — Diese Bekenntnisschrift bestärkt fast durch Aufrichtigkeit und Gewalt des Ausdrucks. Die innerlich graue Ehe mit Böhmer, die farbige Mainzer Zeit, alles steht handgreiflich vor dem Leser, belebt noch durch die, Toni Rothmund eigene, kunstliche Würze: Der alte, fromme Kurfürst, den Einfall der Franzosen voraussehend, so es vor, „sich in seinen Wagen zu setzen und davon zu fahren anstatt auf den lieben Gott zu vertrauen, wie er uns andern doch immer empfohlen hatte". — Die Mainzer Bürger fürchteten sich vor der Freiheit und senkten nach dem Tod „aus geschäftlichen, sentimentalen und

himmlischen Gründen". Carolinens rebellische Seele träumt hingegen von den riesenhaften Gedanken der Revolution, vom Gesetzeszug der Völkerfreiheit. Dies war das große, gewaltige, das wirkliche Leben. „Ich war bereit, es zu empfangen, sollte sein Ruf mir auch tödlich sein, ich warf mich in seine Arme." Ihr Erlebnis mit dem jungen, flammäugigen, französischen Offizier ist von dämonischem Glanz, ein echtes Revolutionserlebnis. „Nicht einen Mann hatte ich umarmt, die Revolution selbst war's, der ich mich hingab." Mutig arbeitet und sorgt sie für das Kind dieser ungeschlichen Wildfeuerstunde. „Wer damals in unser stilles, sonniges Stübchen getreten wäre, der hätte gefühlt, welche lächerliche, himmelfällige Bearisse in diesem Fall Sünde und Schuld waren." — So empfunden auch Schelling, denn die Bekenntnisschrift kettet ihn noch fester an die geliebte Frau. Sein Wille zu ihr ist so gekraft, so grandios, daß er sie tödlicher Krankheit abzurufen vermag, daß er sie, nach Augustens Hinscheiden, wieder dem Leben zurückgeben kann, in einer Zeit, wo sie ihm nur Mutter sein und Seele zu Seele lieben möchte. „Ich fürchte mich," sagt sie, „ich war so nahe meinem Kind, nur noch ganz leicht auf der Erde. Und nun soll ich alles noch einmal auf mich nehmen". Da Wilhelm Scheidung vorschlägt, steht der Vereinigung der Liebenden nichts mehr entgegen. Der Schlussakt des Buches klingen unvergleichlich schön aus: nach der Hochzeit fahren Caroline und Schelling wie einst unter Millionen Sternen durch die Sommernacht. „Ihr seid beide mein," spricht Schelling, „du und Auguste. Du schenkest mir Auguste zurück. Der Ring ist wieder geschlossen, der gesprungen war". — Wenn wir das Buch zu Ende gelesen haben, trennen wir uns nur schwer von diesen, in feinsten, feilischen Formen lebenden, geistigeren, purpurnen Persönlichkeiten, vom ganzen Aroma dieser Zeit, und klarend möchten wir mit Toni Rothmund ausrufen: „Ach, daß sie ausgestorben und verunkelt sind, wie die Flammen der honigduftenden Wachskerzen, wie der Geruch der Rosen, die an jenem Abend auf dem weißen Tischchen veratmeten." Der Abend, an dem Caroline die „Hymnen an die Nacht" vorlas.

Von Buch zu Buch kann man ein Weiterkommen der Künstlerin wahrnehmen. Ihr Erfolg wächst stetig. Zwischen ihren Romanen schrieb Toni Rothmund fortlaufend kleinere Sachen, Novellen, Plaudereien, Skizzen, Essays und Gedichte für erkrankte Blätter. Durch ihre tiefen, künstlerischen Gaben an die „Pyramide" erwarb sie sich in Karlsruhe einen weiten Kreis dankbarer Aufsuchender.

In jeder einzelnen Schöpfung liegt etwas von dem innersten, unpersonlichen Wesen der Dichterin, in keiner aber so viel wie in „Caroline Schlegel". Betrachten wir das Totalergebnis von Toni Rothmunds Werk, so ist „Caroline Schlegel" zweifellos der höchste Ausdruck ihres bisherigen Schaffens, ist die künstlerische Reife. Damit nicht gesagt werden soll, daß Toni Rothmund bereits erschöpft sei. Sie wird nicht stille stehen: bei einer Toni Rothmund ist Reife noch längst nicht identisch mit Ende.

## M. D. / Vom Aquarium in Neapel.

Der stattliche Bau in italienischer Renaissance inmitten der Villa Nazionale, der öffentlichen eleganten Parkanlage am Meer in Neapel heißt im Volksmund Aquarium; Zoologische Station ist der Name, den ihm der geniale deutsche Biologe Anton Dohrn gegeben hat, als er 1872 dieses Institut zur Erforschung der Lebenswelt des Meeres gegründet hat. Die Station war während des Weltkrieges beschlagnahmt und enteignet worden und wurde erst vom italienischen Staat, dann von der Stadt Neapel verwaltet, bis dann ein gütlicher Vergleich zustande kam, der die Leitung der Anstalt an Prof. Reinhard Dohrn, den Sohn des Begründers, brachte, unter dem Schutz und der Oberaufsicht der italienischen Regierung. Die Station dient der internationalen Wissenschaft; alle Kulturnationen beteiligen sich durch Miete von Arbeitsplätzen an derselben. So wird die Station ein Boden der Verständigung und Förderung im Erstreben gemeinsamer, friedlicher Ziele sein und zur Versöhnung der entfremdeten Geister beitragen.

Der wissenschaftlich arbeitenden Station ist ein großartiges Aquarium angeschlossen, das eine Hauptsehenswürdigkeit Neapels bildet und sich des regsten Besuches erfreut.

Nachdem man es nicht versäumt hat, vorher der Bibliothek im zweiten Stockwerk mit den berühmten Wandgemälden Hans v. Marées einen Besuch zu machen, steigt man hinab ins Parterre, wo sich das Aquarium befindet.

Hinter großen Glaswänden spielt sich hier das Leben der Tiere des Meeres ab, von den niedersten Stämmen bis herauf zu den Fischen und Schildkröten. Das Bild, das ein solcher großer Glaslasten gewährt, ist, ganz abgesehen vom besonderen lebendigen Inhalt, durchweg ein künstlerisches; wir sehen in das natürliche Meer mit seinen mannigfaltigen Felsen, Pflanzen- und Tiergruppen — alles aufs Wunderbarste zu einem künstlerischen, höchst malerischen Eindruck zusammengefaßt.

Beginnen wir mit den Strahlkriern, den Aktinien. Da sind zunächst die Medusen in ganz herrlichen Exemplaren, durchsichtig wie Glas; nur die Körperränder verraten die Form; in wunderschöner, fortwährender Tätigkeit der schirmartigen Zusammenziehung ihrer Ränder. Da ist der Venusgürtel, ein ebenfalls glasartige durchsichtiges langes Band, an dessen Rändern die feinen

Bewegungen der Wimpern in oszillierendem Farbenspiel entlang laufen. Da sind die Seerosen und Korallen in allen Farben und Größen; ganze Korallenstämme mit den blumenartig ausstrahlenden weißen Blaraktinen, violetten Ausläufern.

Man sieht das berühmte Beispiel der Symbiose von Lebewesen: den Seekrebs, welcher seinen ungeschützten Hinterleib in einem Schneckenhaus birgt, auf welches er Seerosen selbst verpflanzt; man versteht den Sinn dieses Zusammenlebens: die Seerose, deren Nesseläden die Tiere füttern, schützt den Krebs, und die Bewegungen des Krebses ermäßigen der Seerose, die sonst schlängelartig an ihre Stelle gesehelt wäre, etwas von der Welt zu leben.

Dann die Stachelhäuter: alle Arten von Seeesternen, in allen Farben und Größen, mit ihren langsamen, wurmartigen Bewegungen; blaue und rote Seeigel; farbige, meist rosa rote Seequalen.

Zahllos die den Felsen regungslos aufsitzenden, glasartige, halb-durchsichtigen Manteltiere, über deren Ontogenese Nowalewsky so interessant berichtet hat. Das jugendliche Manteltier gleicht im Medianchnitt vollkommen der Organisation der Wirbeltiere: ein Chorda dorsalis liegt der schlängelnden Bewegung des lebhaften Körpers zugrunde; bauchwärts von ihr die Eingeweide, rückenwärts ein Nervensystem, vom Gehirnartig etwas aufgequollen die Verbindung mit einem Auge. Ein niederes Tier von den Bauanlagen des höheren Wirbeltieres. Aber das Tier gibt alle diese fortschrittlichen Anlagen auf, wenn es älter wird. Das ältere Manteltier hat alles Interesse an der Umgebung verloren, damit auch an der Bewegung; es setzt sich fest und, während Nervensystem und Chorda dorsalis sowie Auge als überflüssig dann verloren gehen, pflegt es ausschließlich sein Eingeweide, die es zum Schutz mit einem festen Mantel umgibt; es sitzt fest mit einem Fuß und streckt den immer kegeligen Mund geöffnet hinaus, den primitiven Bau eines Strahlkriers zeugend. So belehrt uns dies Tier, wie bedenklich es ist, im Alter Interesse und Beweglichkeit aufzugeben und nur noch für den Magen bedacht zu sein; man kommt herunter.

Tintenfische gibt es in den zwei Hauptformen, den länglichen, fischförmigen Octopus, durch dessen durchsichtigen Körper

der Schulz durchscheint, und in der Hauptform des Tintenfisches, der bei bedeutender Größe kleinen Schiffe und Menschen gefährlich und als der große Krake bezeichnet wird. Auf die muskulösen Arme, die vom Kopf ausgehen und die an der Innenseite mit zahllosen Saugnapfen versehen sind und fortwährend schlängelartige Bewegungen ausführen, stützt sich das Tier, dessen übriger Leib einenbeutelartigen Sack darstellt, der fortwährend Wasser einzieht und ausstößt und so Atembewegungen zeigt. Eigenartig und wunderbar ist bekanntlich die Fortpflanzungsweise dieser Tiere. Beim Männchen bildet sich ein Arm zum Geschlechtswerkzeug aus, der dann abgerissen wird, selbständig weiter schwimmt und in den Mantel eines weiblichen Tieres schlüpft. Hier wird das Unbegreifliche Ereignis, daß sich einer aus Liebe ein Bein ausreißt. Ungeheuer lebendig werden die Tiere, wenn irgendwelche Reizung ihrer Sinne eintritt. Wir waren Zeugen, wie die Tintenfische gefüttert wurden mit kleinen Krebsen, die an einer Schnur herabgelassen wurden. Kaum wittern die Tintenfische die Nähe der Beute, so schießen sie darauf zu, umschlingen dieselbe mit ihren Saugnapfen und schieben sie in ihr Inneres hinein.

Sie müssen tüchtige Magen säte haben, um das Krustentier aufzulösen und der Ernährung zugänglich zu machen.

Von den Fischen verheiß ich nichts; sie sind in den schönsten Exemplaren, in feinsten, auch grotesken Formen, in allen Farbenfärbungen anwesend; und nur erwähnen möchte ich noch den Kasten mit den Muränen, schauerlichen Raubtieren von Riesenschlangenförmigkeit (S-Zeichnung), und man glaubt, was die Cherer uns in der Schule erzählt haben, daß Lucullus seine Muränen mit Sklaven gefüttert hat.

So von der Tierwelt angeregt, besannen wir uns, als moderne Menschen, daß wir nicht nur für Auge und Geist, sondern auch für den Magen zu sorgen hätten, und begaben uns weg. Auf der Straße begegnete uns ein Verkäufer von rohen kleinen Tintenfischen, die er in einem Korb anbot. Das war nun nichts für uns. Es interessierte mich indessen, zu sehen, ob und wie ein Mensch diese Tiere essen könnte. Wir wurden daher schnell einig und der Verkäufer schob einen Tintenfisch in seinen Mund, indem er lachend ausrief: Ach essen, du bezahle. Und dann ging ohne Aufenthalt in die Giardini reali zum Frühstück.

## Mar Bittich / Kind Therese.

In der Gegend von Yonne erzählen die Leute folgende Geschichte:

Als dem ersten Bourbonenkönig die Liebeshenken mit Gabrielle d'Estrees noch so wenig im Blut lagen wie seine zweite Ehe, die Verbindung mit Maria von Medici, wurde er mit jähem Schlag nochmals Feuer und Flamme vor einer aufwühlenden Schönheit aus dem Geschlecht der Montmorency.

Um so mehr stachelte die knospenhaft frische Charlotte-Marguerite des Königs Wünsche auf, als er sofort ernstlichen Wettbewerb wahrnahm.

Den zwei Männern von Rang schien das ganze Dasein nur noch Sinn zu haben durch die Hoffnung, die Hand dieser blendenden Dame zu erringen, der nicht nur der herrlichsten Körper geschenkt war, sondern deren geistige Regsamkeit zugleich für sie einnahm.

Wie die um Charlotte Marguerite von Montmorency ernstlich bemühten beiden Verehrer, den Herzog von Bouillon und den Baron von Bassempierre, so packten König Heinrich IV. die Fieber tollsten Verlangens. Es gab Tage und Wochen, in denen sein Königsstolz von ihm fiel wie dürres Laub, auch er war Untertan geworden, Diener einer bezwingenden, unausweichbaren Macht, deren Süße, Glanz, geheime Verheißung ihm die völlige Abhängigkeit des höchstengestellten Mannes vom Weibe bewies.

Ein paar Auaen, aus denen, ihnen selbst wohl noch unbekannt, woumtaste Verlockung rief, dazu die schwellenden erwartenden roten Lippen — und die drei Männer irrten wie sinnlos durch den Tag, den Nebenbuhler die einzige Beute abzujagen, vor der, durch die Hofgesellschaft angestekt, bald ganz Frankreich verzückt auf den Knien lag.

Männer und Frauen jauchzten ihr zu, auch wenn sie von den heillosen Reizen nur durch Mittelspersonen gehört hatten; überall wurde, um die Heldin der Bewunderung zu feiern, den Tausenden ihr Name gegeben; ein altes Margaretenlied erklang in Dorf und Stadt.

Die Charlotte-Marguerite, die unvorworbene, in fast krankhafter Anbetung gepriesene, bekamen um so weniger Leute zu Gesicht, als ihre Verwandten den heißwornigen Bewerber den ersehnten Anblick möglichst entziehen wollten. War man doch von ähnlichen Affären her die wahrwichtigen Gewaltmittel des Königs gewöhnt.

Kein Wunder darum, wenn in solcher Zeit auf provenzalischer Erde eine kleine Völkerverwanderung nach der Stadt Aix anhub, richtiger nach einem Dörfchen in ihrer Nähe. Denn wie sich die Vergötterung der echten Montmorency emse von Mund zu Mund verbreitet hatte, so rasch nahm eine andere aufrückende Mär den Weg zu Hüte und Schloß: in Yonne bei Aiz, im Hause des Gutspächters Guy Dubois, lebte das Ebenbild der Charlotte-Marguerite, das von der gütigen Natur genau so verschwenderisch ausgestattete Fräulein Anette Dubois.

Die Gasthäuser von Yonne garteten in den Strom glänzender Geschäfte; je weiter sich die Botschaft von der Doppeltgängerin verbreitete, um so größer wurde der sonntägliche Zugzug. Das neuartige Volk wurde närrisch zudrinalich in dem Gedanken, ein Geschöpf anzutreffen, das der vom König wahnsinnig begehrten Schönen aufs Haar ähnele.

Yonne wurde das Zentrum förmlicher Wallfahrten.

Wer an den Tagen des größten Zubrangs ohne Erfolg heimkehren mußte, weil Anette Dubois der sonntäglichen Schauhellung bald auswich, der kam an Wochentagen zurück, jubelte über die flüchtigste Begegnung mit der Gesuchten, prahlte mit seinem Glück. Meinte man sich doch selbst auf steile Höhe zu stellen, wenn man die edle Anmut, die ebenmäßig ruhigen Züge, das wunderbar vollendete Antlitz und die unergleichliche Gestalt der Dubois in siedender Schwärmerie ausrief.

Während das Volk auf solche Art sich heraufschte, war der König der Verwirklichung seiner Wünsche ferngeblieben, so leicht ihm in manchem anderen Fall auch der Sieg geworden war.

Die Verwandtschaft der Verfolgten war klug und zäh, verheißte Charlotte-Marguerite bald hier, bald dort, zog sie von Hof zu Hof, so daß der König nicht zum

Ziel gelangte, so „rasend veressen“ er auch, nach eigenem Wort, in die Ersehnte war.

Wohl gelang es ihm, als er seinen königlichen Willen in die Waagschale warf, die anderen beiden Verehrer zu bewegen, sich ihm bei seinen Versuchen wenigstens nicht in den Weg zu stellen. Doch errang er für sich keinen Triumph.

So lief er denn, bleich, zitternd umher, magerte ab, horchte nach dem Ja, das ausblieb.

In der Angst, Charlotte-Marguerite durch Heirat mit einem Fremden für immer aus den Augen zu verlieren, versiel Heinrich auf das verzweifelte Mittel, den Prinzen von Condé, seinen Neffen, vorzuschicken, damit dieser die Spröde erringe, die so dem König näherkommen, ihm Augen- und Herzenstrost bis in sein Alter sein werde.

Dem Neffen würde man eine weite königliche Jagd schenken nebst hunderttausend Franks jährlicher Rente. „Die werden ihm mehr wert sein als alle Frauenzimmer der Welt.“

Das erste Ja sagte der Prinz, und wirklich führte er die liebreizende Zaubergestalt in Chantilly vor den Altar, doch nur, um mit ihr flugs in einen stillen Winkel der Picardie zu flüchten, und die alsbald einsehenden Versuche des Königs abzuwehren, der in unauffälliger Maskerade Zugang zu den prinzipalichen Karden und so zu der jungen Frau finden wollte.

Der König war jedoch nicht daran gewöhnt, Loder zu lassen; so wuchs nach jedem Mißerfolg die Gefahr, die in List und Gewalt wurzelte.

Schon raunte man sich in der Picardie zu, was Minister Sully seinem königlichen Herrn angeraten hatte: falls der Widerspenstige mit seiner Gemahlin bei nächstem besondern Anlaß wieder Paris fernbleibe, sich den gleichfalls zum König befohlenen anderen Prinzen nicht anschließende, so müsse man den Abtrünnigen einfach packen und in die Bastille werfen, damit zugleich den Zugana zur Prinzessin ebnet.

Die Gefahr war groß. Da sagte Prinz Condé den Besuch an, doch erst, nachdem er der Königin heimlich kundgetan, was ihn und die Prinzessin bedrückte. Als das Paar erschien, blieb die Königin an der Seite der Verfolgten und wandte keinen Blick von ihr.

Wie hätte sie den Enttäuschten damit nicht in neue verzweifelte Raserei versetzen, ihn nicht antreiben sollen, andere Rollen zu stellen? Man mußte, so sagten sich die Höflinge, die heißbeachtete Frau von jeder Seite, ohne Argwohn zu erregen, umgarnen; je sicherer man den Vogel endlich fangen wollte, um so sorgfältiger mußten die Netze gewirkt werden. Auf laue Sicht arbeiten, das war das letzte Mittel.

Dem König blieb nur übrig, sein Einverständnis zu diesem Plan zu gemähren. Allein bald versiel der Ungehobene in wilderen Aufruhr als jemals vorher. Wie er sich zermarterte, so trieb er jeden Vertrauten in wahrhaft unstilligen Tumult. Gift und Galle reizen. Man hekte unachtsam umher, fuhr sich zornig an, unbeherrscht, ratlos, aok damit nur Del in verzehrendes Feuer.

Keiner im Schloß, der nicht vorübergehende Flucht aus dem verdammten Feuerloch als Laßal empfunden hätte.

An einem Herbstmorgen nun, als Sully, angepinat von schlechten Nachrichten des königlichen Leibarztes, mit dem Chevalier von Buffu die Lage vertraulich besprach, trat Besuch aus der Provence zu ihnen, der junge Hauptmann Roquette, der, kaum den Sinn der Unterredung erkennend, sofort mit der Stürmerie des kraftstrobenden Menschen einariff. „Gerechter Gott,“ rief er, „muß der Unausfliche auf seine Charlotte-Marguerite zu laue warten, so geht ihm die andere. Werbt ihm unsere provenzalische Charlotte II., die reizende Anette Dubois die Tochter des verachteten Pächters. Führt sie ihm in linder Pämmerstunde im Schloße zu bezweifeln bleibt, so wird der Balsam doch inawischen die unfer König widersteht ihr nicht. Wenn er der Täuschung inalter inne werden und sich nicht damit abfinden sollte, was noch sehr zu bezweifeln bleibt, so wird der Balsam doch inawischen die allerschlimmste Krifts anstifta beeinflußt haben. Anette Dubois wird wie Del auf reizende Wogen wirken, des Königs Umsonstung

friedlichere Zeiten finden und inzwischen die echte Charlotte ruhiger umgarnen können."

"Bei Gott, ein Notanker!" gestand der Minister. Der Chevalier war sofort mit Hilfe bei der Hand. „Unser guter Roquette hat recht," gab er zu. „Neutralisieren wir sozusagen die königliche Feuerliebe ein Weischen."

„Allein wir brauchen mehr dazu als Worte; wie gelangen wir zur Tat?" eriff Sully ein.

„Nichts leichter als das!" prahlte der Hauptmann. „Wir schwingen uns aufs Roß, sagen nach Mx und dem nahen Yonne, suchen einen Vorwand, Anette zu sprechen, und breiten die üppigsten Teppiche ungezählter Bonnen aus, denen die Füßchen eines Mädchens aus kleinen Verhältnissen unmöglich widerstehen."

„Sie, Roquette, wollten dieses Amt übernehmen? Zwar spielen wir mit dem König; immerhin würde ich die ungewöhnliche Arznei mit Ihnen verabreichen. Vielleicht dankt uns der Leidende dafür."

Für diese Arznei gewiß, auch wenn er sich eine andere ausgedacht hat!" erklärte Roquette. „Ich will den Engel von Yonne fette machen!" Und er warf den Dreispitz übermütig in die Höhe und führte in Erwartung des Abenteurers einen Tanz auf, in dem die Schöne des goldverbrämten Rockes lustig umherwirbelte.

„Wenn Sie," sagte der Chevalier, „nur drei Tage warten, so bin ich mit von der Partie. Welche Lust, sich ein paar Wochen draußen im Sattel zu tummeln! Ich bin am 30. Oktober nach Schloss Blain zur Jagd geladen, einen halben Tagesritt von Yonne entfernt. Reisen wir miteinander, bis ich mich nach unserer Bekanntschaft mit der schönen Anette von Ihnen trenne."

So ritten denn an einem nebligen Herbstmorgen zwei fröhliche Reiter in das Land, bereit, des Königs Liebesfadel zu vernünftigen Gelächter herabzudämpfen.

Das Wetter blieb günstig, die Pferde griffen kräftig an. In guten Wirtschaften bauten die Reisegenossen ihren Plan weiter.

In Yonne erzählte ihnen der Wirt Pierre Brillon beim roten Wein, sie kämen gerade recht, wenn sie das von ungezählten Neugierigen verfolgte Mädchen mit guter Manier kennen lernen wollten. Denn der Schwarm der Fremden sei mit dem Beginn des Herbstes dünner geworden; nur an Feiertagen fänden sich noch Späher ein. So bewege sich Anette Dubois jetzt freier außer dem Hause. In der sonnigen Landschaft sei sie Tag für Tag unter den roten Kastanienbäumen auf die dem Dorf vorgelagerte Höhe, bis vor wenig Wochen mit ihrem Bräutigam, Herrn Henry Etienne . . .

„Bräutigam?" stammten die Gäste. „Er weißt seit vorigen Monat in der Champagne bei Verwandten und kehrt erst gegen Neujahr heim!" plauderte der Wirt. „Anette Dubois hat sich inzwischen eine Freundin genommen für ihre Ausflüge, Herrn Etienne's Schwesterchen Therese. Bald nach dem Mittagessen steigen sie miteinander singend auf den Berg, um dort gemeinsam ihre Lieder fliegen zu lassen fast bis zum Sonnennuntergang."

„Herrlich!" rief der Chevalier. „Zwei Vögel auf einmal! Und Schwesterchen Therese — wie alt ist sie?"

„Ein Kind!" sagte der Wirt, „ein zartes Mäuschen, ein Pflänzchen von dreizehn Jahren."

„Ein Bähchäschen! Mondkalb!"  
„ . . . dessen Eltern augenblicklich bei ihrem Sohn in der Champagne sitzen, zur Weimernel!" fuhr der Wirt hiensteifrig fort. Roquette pfliff sich eins, der Chevalier schnalzte mit der Zunge und befaß: „Um drei Uhr das Beste aus Küche und Keller für uns auf den Tisch, zur Herzstärkung vor unserem Aufbruch auf die Höhen der Menschheit!"

Pierre Brillon sorgte fürsichtlich für die vornehmen Gäste. Seine Geflügelpaketen waren kostbar, sein Wein . . . ah! . . . der war kein Wender, sondern edelsten Charakters.

Die Gläser wurden noch gehoben, als Brillon das Fenster des Speisenzimmers ein wenig öffnete, um hinauszulauschen: „Anette und Therese!" erklärte er.

Die Fremden traten herzu. Das Gewölbe der Bäume ließ die eigentümlich lockende und brünstige Weise in ruhigem Fluß zu Tale sinken:

„Marguerite, fleur de vaieur,  
Sur toutes autrés souveraine . . ."

Eine weiche Altstimme sang das Lied. „Welch verheißungsvolle Botschaft!" scherzte der Chevalier. „Hören Sie nur, Roquette, unsere Vögel besingen Charlotte-Marguerite und damit sich selbst. Wir wollen ihrem Lobgesang sogleich nachgehen."

Den Offizier errege das weiche Organ Anettes. „Sieht sie," fragte er fast bestimmungslos den Wirt, „der Montmorency so ähnlich, wie alle Welt labelt?"

„Der Strom unserer Besucher ist darüber nur einer Meinung."

Roquette griff bereits nach seinem Dreispitz, als eine kindliche, schmetternde Stimme, der tieferen vermählt, in berückender Verbindung die Lauschenden ergriff: „Gott behüte dich vor artem Reid, Marguerite, kostbare Blume!"

„Guten wir zu ihnen!"  
Auch dem Chevalier lag ein schweres Verlangen in den Adern.

Der Wirt wies den besten Pfad zu der Anheban der Sänge-

rinnen, und schon nach einer Viertelstunde befanden sich die beiden Neugierigen an Ort und Stelle.

Das Lied verstummte vor den Fremden. Erstaunte Augen starrten die gleichende Pracht der Kleider an, von solcher Begegnung im einsamen Wald ebenso überrascht, wie die Pariser Herren einige Minuten die Sprache verloren vor dem lieblichen Anblick. Hatte ein gütiger Gott aus berauschender Schöpfung heraus diese beiden Mädchen hierher verpflanzt? Bestechender Reiz lag auf den jungen Jügen.

Der Wein peitschte das Verlangen nach schnellem Fortgang des galanten Abenteurers heftig auf. Dazu kam die Ueberraschung.

„Haben Sie," flüsterte der Chevalier, in den verblüffenden Anblick Anettes vertieft, „jemals im Leben ein derartiges Spiel der Natur für möglich gehalten? Solche Neuhlichkeit! Ist Anette Dubois nicht unserer angebeteten Charlotte-Marguerite wie aus dem Gesicht geschnitten?"

„Darf man bei diesem Anblick überhaupt noch von einem Naturspiel sprechen?" fragte Hauptmann Roquette.

„Ah, Sie meinen, jemand aus dem Geschlecht der Montmorency könnte vor Jahren in Mx und dem Yonne erfolgreich gepiricht und diesem Knöpfchen Anette zum Leben verholfen haben? Sie sind ein loser Schlingel, Feuerher! Doch gleichviel! Verlieren wir keine Zeit mit Vermutungen! Dichter heran an die Beute! Nehmen Sie das Kind auf sich. Suchen wir den kleinen Grasaffen von Anette zu entfernen. Marchieren wir getrennt, um vereint zu siegen."

Während sich die überraschten Töchter Yonnes, wie zu gegenseitigem Schutz, umschlungen hielten, traten die Herren vor sie hin, entboten ihren Gruß. Sie lobten den Gesang, der sie angelockt habe — besonders die göttlich empfundene Steigerung, diese unvergleichlich einfache und dabei erschütternde Tonfolge: „Denn dein Lob hat nicht seinesgleichen, Marguerite!" Die Fremden sprangen von diesem Wort zur vielbewunderten Charlotte-Marguerite von Montmorency über, deren Lob und Preis zu singen das weite Königsschloß in Paris nimmermehr müde werde. Eine Verehrung, die zweifellos auch dem Ebenbild in Yonne zugute komme. Anette Dubois zu huldigen, sei man heute erstickten.

Zart und einschmeichelnd wußten sich die Fremden weiter zu nähern. Dem „Kind", dem „Grasaffen", rieselten Schauer des Unbegreiflichen durch den Körper. Therese fühlte ihre Glieder in schwere Süße sinken. Ihre Gedanken lobten und wurden müde. Und doch horchten sie wieder staunend auf den unerhöplichen Fluß betörender Redensarten, der sich auf Anette Dubois ergoß gleich befruchtendem Sommerregen.

Doch so mitgenommen das „Kind" war von dem Ungewöhnlichen, von dem plötzlich über sie hereingebrochenen Jubelsturm, so viel Bestimmung hatte Therese behalten, um sich nicht von der Freundin trennen zu lassen. Mit kindlich-deutlichem Trost wies sie den Offizier an und schlug nach seiner Hand: „Wir bleiben beieinander."

Therese suchte die ältere Freundin fortzuziehen, bergab, doch das wollten die Fremden auf keinen Fall, und so mähtigen sie sich, beruhigten die Aufgeschreckten, baten, die erste Zudringlichkeit zu verzeihen.

Sie änderten ihre Taktik, begannen behaglich zu erzählen von der Stadt an der Seine, von ihrem Leben, vom König, von märchenhaften Schloßern, vornehmen Damen, Nuhnickerinnen der fürstlichen Reichthümer.

So kamen sich die beiden Paare näher. Bald sah man sich friedlich gegenüber. „Meine Hand darauf, Feuerher, der König weiß von Ihnen, wie Taufende im Land Ihre Vorzüge kennen!" versicherte der Chevalier; er beugte sich auf Anettes Hand und an ihr Ohr: „ . . . und der König sehnt sich nach Ihnen, dem Ebenbild der Montmorency, die nun bereits einem andern Mann angetraut ist. Mein Gott, denken Sie doch nur: Schloßer und Rosen und Yagen, Perlen und Edelsteine, der Himmel auf Erden, ehemals der Montmorency zugehört, würden dem Ebenbild anfallen, sobald sich Anette Dubois zu einem einzigen kleinen Wörtchen entschloße, zu einem Ja. Sofort wäre ihr Triumphzug nach Paris gesichert; breit täte sich die letzte Fichte vor dem König auf, mit Reiz würde jede Frau Frankreichs Anettes Namen nennen."

Die Gelbin so plötzlich über sie niederprasselnder Leidenschaftlicher Verbuna fühlte sich aus der kalten Wirklichkeit gerissen. Sie griff in die Luft, hielt sich an der schwächlichen Therese, fühlte sich doch langsam sinken wie in geheimnisvolle unergründliche Täler. Die Sinne versagten ihr eine Weile.

Zu gleicher Zeit war „das Kind" Opfer unerhörten Aufwuchs: Therese fühlte Schleier vor den Augen; ihr Blut hämmerte wie in Todesangst; sie wußte nicht, ob es besser wäre, sich schreiend hinzuerwerfen oder in das Dorf zu flüchten. Nur durfte sie Anette nicht verlassen. Nur das nicht!

Ein Argwohn tauchte in Therese auf: Anette war so still; ihr Körper zitterte. Was dachte sie? Erwoa sie gar die Mäßigkeit, dem Ruf der glänzenden Sünde zu folgen? Was geschah dann mit dem Bruder, dem grenzenlos verlebten guten Henry? Was wurde aus ihm, dessen harte Stimme schmolz, wenn er von Anette sprach, dessen Auge verriet, ob er an seine Braut dachte, dessen edliges Wesen beschwingt war, in Güte strahlte, zu jeder Stunde, seit er Anette seine Braut nannte.

(Schluß folgt.)